



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem alten Leipzig.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

läßt sich noch nicht übersehen, aber ganz ohne allen Einfluß darauf werden sie schwerlich gewesen sein. Thatsache ist, daß die Ausstände und Unruhen in den pennsylvanischen Kohlenregionen durch die blutigen Konflikte auf den Eisenbahnen wieder neue Nahrung erhalten haben. Unzweifelhaft wird es den Staats- und Bundesbehörden der nordamerikanischen Union bald gelingen, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die Haltung der Hayesadministration ist fest und sicher; sie leidet auch in vorliegendem Falle unter den Sünden der corrupten Grantregierung, aber sie wird, dahin stimmen alle über den Ocean zu uns kommenden Nachrichten überein, ihre volle Schuldigkeit thun und mit Kraft und Umsicht die staatliche und sociale Ordnung aufrecht zu erhalten wissen. Eine Abminderung des stehenden Heeres, welches gegenwärtig nur 25,000 Mann beträgt, wird schwerlich eintreten. Die Demokraten, die eine solche Abminderung anstrebten, werden zweifelsohne mit ihren dahin zielenden Anträgen im nächsten Kongresse nicht durchbringen. Unter allen Umständen ist aber der amerikanische Eisenbahnaufstand nicht nur für Amerika selbst, sondern auch für Europa in vieler Hinsicht lehrreich, weshalb wir uns ein näheres Eingehen auf denselben vorbehalten.

R. D.

Aus dem alten Leipzig.

Im Sommer 1879 wird es hundert Jahre, daß ein junger Edelmann aus Esthland die Universität Leipzig bezog, um Jura zu studiren. Derselbe hat später die dort verlebte Zeit in seinen Denkwürdigkeiten ausführlich beschrieben, sein Sohn aber hat letztere in diesen Tagen der Oeffentlichkeit übergeben*) und da der alte Herr sich wie vieler andern Dinge in seinem Leben auch seiner Studentenjahre mit großer Lebendigkeit erinnert und namentlich eine ziemliche Anzahl von Persönlichkeiten, mit denen ihn seine Studien in Berührung brachten, recht hübsch zu portrairen weiß, so ergänzt er in verschiedenen Beziehungen unsere Kunde jener Periode in dankenswerther Weise, und so sehen wir uns veranlaßt, einige Auszüge aus seinen Mittheilungen zu geben. Wir lassen ihn dabei hin und wieder selbst sprechen, drängen aber

*) In der von d. Bl. bereits besprochenen Schrift: „Die sechs Decennien meines Lebens. Seinen Kindern und Freunden gewidmet von Eugenius Baron v. Rosen. Riga, Verlag von R. Kymmell. 1877.“

seinen Bericht in der Hauptsache zusammen, ordnen den Stoff übersichtlicher und beschränken uns mit einigen Ausnahmen auf das, was er von der Universität und dem Treiben der damaligen Leipziger Professoren und Studenten erzählt.

Nachdem der junge Mann, ein Baron v. Rosen, in Leipzig mit einem damals ganz stattlichen Wechsel von 500 Silberrubeln jährlich in Leipzig angekommen war, stieg er im Hotel de Bavière ab und miethete sich nach einigen Tagen eine Wohnung bei Professor Eck in der Petersstraße, die er später verließ, um sich bei Professor Clodius in Logis und Kost zu geben, bei welchem früher Landsleute des angehenden Musensohnes gewohnt und gegessen hatten. Man bezahlte in diesem Hause für den Mittagstisch 20, für das Abendessen 10 und für Quartier 15 Thaler monatlich, was nicht wenig ist, wenn man an die damalige Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse denkt und überdies liest, daß die Tafel bisweilen mangelhaft war. Was hier fehlte, wurde durch die Liebenswürdigkeit der Frau Professorin und angenehme andere Tischgäste ausgeglichen. Unter den letzteren erwarb sich besonders ein Dr. Seeger die Zuneigung unseres Berichterstatters, während von Clodius nur gesagt wird, er sei „in früheren Zeiten ein ziemlich munterer Kopf gewesen.“ Seeger war ein Schüler des durch seine Staatschriften berühmt gewordenen Maskow. Er hielt Vorlesungen, war Assessor im Reichshofrath, ein Freund der Studenten und zugleich ein feiner Weltmann, dessen Unterhaltung Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete belustigte. Obgleich er nicht mehr jung und von den Blättern sehr entstellt war, gefiel er der Damenwelt. Fremde von Rang und die sächsischen Minister suchten seinen Rath. In Privatgesellschaften betheiligte er sich an jedem Vergnügen und half Sprichwörter und Spiele ausführen, wobei er sich zuweilen in ein Frauenzimmer verkleidete. Er war es, der unsern Baron in die juristischen Studien einführte und ihn mit den Lehrern bekannt machte, die derselbe zu hören hatte. Um als Gelehrter und Staatsmann wirken, zugleich aber die Pflichten des Weltmannes reichlich erfüllen zu können, brach er sich von seiner nächtlichen Ruhe so viel ab, daß er darüber in Irrsinn verfiel, in welchem Zustande er nach einiger Zeit starb. Durch Clodius, der zwar arm, aber gastfrei war, wurde v. Rosen auch mit andern damals in Leipzig bedeutenden Männern, z. B. mit Gharre, Zollikofer, Salis und Raynal bekannt.

Gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft unterwarf sich der Fuchs von der baltischen Küste den Universitätsvorschriften und den studentischen Bräuchen, d. h. er ließ sich immatrikuliren, unterzog sich dem Possenspiel der Deposition und trat in eine Landsmannschaft ein. Er bemerkt in Betreff der letzteren, daß in Leipzig unter den 15 bis 1,700 Studenten, welche damals sich hier auf-

hielten, ein feinerer Ton als an andern Hochschulen geherrscht habe, und sucht den Grund davon darin, daß die Stadt nicht bloß Musensitz gewesen sei, sondern als Handelsstadt, als nicht weit von den Kunstschätzen und dem Theater Dresdens entfernt, als Mittelpunkt des Buchhandels und durch seine französischen Colonie auch andere Interessen gefördert und andere Bedürfnisse befriedigt habe als die der gelehrten Welt. Indes braucht er uns nicht zu sagen, daß der feinere Ton Renommisterei, häufige Duelle und thörichte Streiche der verschiedensten Art nicht ausschloß, und daß viele Professoren damals zwei Höpfe, einen auswendig, den andern inwendig trugen, während heutzutage nur noch der inwendige kultivirt wird.

Die Landsmannschaft, in die sich v. Rosen aufnehmen ließ, bestand aus etwa dreißig Liv-, Esth- und Kurländern. Unter den Livländern befanden sich Graf Dunten, Graf Sievers, Blankenhagen, zwei Brüder Holst, v. Gerstenmeyer und zwei Brüder Weizenbreyer. Esthländer waren Engelhardt, zur Mühlen, Hunc, Arvelius und Riesemann, Kurländer v. Nolde, Firks, Sievers, Prahe und Sängler. Die meisten studierten Rechtswissenschaft. Man hielt zusammen, machte aber nicht viel Aufsehen, bis Graf Karl Sievers sich einfand, der ein lockeres Leben liebte und ein Freund von Gelagen war. Er war Majorats Herr der Lagenaschen Güter, in Petersburg erzogen, welches seinen schönen Anlagen keine gute Richtung gegeben hatte, und kam als Gardeleutnant nach Leipzig, um einer leichtsinnig angeknüpften Verlobung aus dem Wege zu gehen. Er liebte es, Gelage zu veranstalten und Andere dazu zu nöthigen. „Da er mich einmal fast gewaltsam dazu veranlassen wollte, ein Punschgelage gegen Mitternacht zu geben“, erzählt unser Baron, „ich aber sehr bestimmt und fest erklärte, daß ich mich nicht zwingen ließe, so forderte er mich, und wir schlugen uns den andern Morgen in Apels Garten. Lange hieben wir uns ohne Erfolg, bis ich ihm eine Prime auf seinen großen Hut versetzte und er mich in den Finger schlug, sodas die Sekundanten die Affaire beendigten.“ Sievers liebte die Vergnügungen zu sehr, als daß er des Studirens nicht bald hätte überdrüssig werden sollen. Eine Schauspielerin, Madame Spengler, fesselte ihn und raubte ihm Zeit und Geld. Er hatte Sprach-, Musik- und Zeichenlehrer, bei denen er aber nur die ersten Stunden nahm, um sich dann bescheiden zu lassen, daß er regelmäßig gearbeitet. Als vornehmer Student nahm er blos Privatissima, die er jedoch auch nur eine Woche besuchte. Dann ließ er einen armen Studenten für sich hingehen, was der stolze Platurer sehr übel vermerkte. Im Uebrigen gab er außer Banketten auch Konzerte, in denen er nicht übel Klarinette und Violine spielte. Da er indes vor Allem an sinnlichen Genüssen Freude fand, so stellte sich bei ihm oft Ueberdruß und Langeweile ein. Er war es, der aus der Gesellschaft von Landsleuten eine förmliche Landsmannschaft gestaltete, die sich bei der

Punschschale versammelte und gewisse Bräuche der Freimaurerei beobachtete, in welcher Sievers sich in Petersburg bis zum siebenten Grade emporgearbeitet oder vielmehr emporgekauft hatte. Er gab den Mitgliedern der Verbindung eine Uniform, scharlachroth mit grünem Sammettragen und großen blanken Stahlknöpfen, in welcher man Sonntags zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde durch die Stadt paradirte. Der Prorektor machte ihm Vorstellungen darüber, er aber wußte sich damit zu entschuldigen, daß er sagte, ein solcher Rock sei nicht als Uniform, sondern als zufällig übereinstimmende Liebhaberei seiner selbst und seiner Freunde zu betrachten. Man konnte ihm also nicht recht bekommen, bis Platner sich ins Mittel legte. v. Rosen erzählt darüber: „Er berief uns einstmals zu einer außerordentlichen Vorlesung. Wir fanden uns in einem schönen, mit Büsten und Kunstsachen decorirten Hörsaal ein und wunderten uns darüber, daß nur wir Landsleute die Gesellschaft ausmachten, noch mehr aber, als er uns in seiner beredten und anziehenden Sprache einen Vortrag über die Dankbarkeit hielt und damit schloß, daß es unsern Gefinnungen eine außerordentliche Ehre machen würde, wenn wir unsere rothen Röcke armen Studenten schenkten. Seine Zuhörer und Bewunderer, Sievers an der Spitze, willigten ein, ein Pöbell kam den andern Morgen, und die meisten gaben ihre rothen Röcke den Armen.“

Die ersten Vorlesungen hörte der Verfasser unsrer Schrift bei Clodius, der über Cicero und Horaz las. Sein Vortrag war lebhaft und mit satirischen Anspielungen auf die deutschen Dichter verwebt, und den Schluß bildete die Vorlesung seiner eignen Uebersetzungen der horazischen Oden, die er mit viel Begeisterung vortrug. Im letzten Jahre seiner Studien betheiligte sich v. Rosen an einer „société litteraire“, in der Clodius „die Bildung des Stils für höhere Geschäfte“ betrieb. „Etwa zwanzig Liebhaber versammelten sich jeden Sonnabend um fünf Uhr in seinem Hörsaale. An einem großen grün bedeckten Tische präsidirte er und gab verschiedene literarische oder politische Gegenstände zu mündlicher oder schriftlicher Behandlung auf. Es wurde darüber disputirt, und am Schlusse der Versammlung, gewöhnlich um acht Uhr, wählte sich ein jeder Liebhaber eine ihm passende Materie. Als wir den Cäsar vorhatten, wählte Einer seine Kriege, ein Anderer seine Politik, ich nahm seine Gesetze vor. Ebenso war es mit Cicero und andern Mustern. Der Sekretär, dessen Amt mir zufiel, hatte über die Verhandlungen ein Protokoll zu führen und jedesmal vorzulesen, was in der letzten Sitzung behandelt und bestimmt worden war. In dieser Gesellschaft gab es einige gute Köpfe, die extemporirten, und andere, welche sich in ausgearbeiteten Reden übten. Unter den damaligen Mitgliedern befanden sich ein Graf Schönburg-Rochsburg, ein sächsischer Kammerherr v. Wessenig, der ein Mann von mehr als dreißig

Jahren war, ein Baron de Billeneuve, Dr. Erhardt, Zänken, von meinen Landsleuten aber keiner. Zu dieser Gesellschaft zahlte jedes Mitglied 2 Louisd'or, womit zugleich die sechs Wachslichte bestritten wurden.“

Ferner hörte unser Studiosus juristische Encyclopädie bei Professor Scott, Geschichte bei Hilscher, Philosophie bei Cesar und Platner, Institutionen bei Pohl, Naturrecht bei Sammt, Pandekten bei Biener, an dessen Disputationen er sich später betheiligte, Physik bei D. Ludwig und einige andere Collegia. Er schrieb fleißig nach, repetirte sorgfältig und galt für einen eifrig Studenten. Platner war „ein Melanchthon im Außern, ein Plato im Reden, sein Hörsaal (im Gewandhause) ein festlich geschmückter Philosophentempel“, der häufig auch von vornehmen Durchreisenden besucht wurde. Viel Beifall fand seine Moral mit ihrer Glückseligkeitslehre. „Den Stolz jedes Standes stellte er sehr bilderreich dar, auch den Gelehrtenstolz, obwohl ihm dieser trotz seiner Verstellung deutlich aus den Augen sah. Viel Aufmerksamkeit erregte damals sein Streit mit Wezel. Letzterer hatte einmal geäußert, daß in der Theodicee Leibnizens, den unser Platner vergötterte, das Raïssonnement nur wie ein Rachen auf dem weiten Meer der Gelehrsamkeit umhergetrieben würde, womit er auf die vielen Citate dieses großen Philosophen zielte. Dieß wurde Platner wiedererzählt, der jene Censur über seinen Helden nicht ungerügt vertragen konnte und daher in einer öffentlichen Vorlesung sich über Wezel ausließ, wie dieser sich habe einfallen lassen können, Leibnitz zu beurtheilen. Das kam nun wieder Wezel zu Ohren, und er ließ ein Epigramm wider Platner mit der Ueberschrift: „Doctor Pompelnuß“ drucken, in dem er ihn mit dieser hohlen Frucht verglich. Platner schrieb einen ganzen Bogen dagegen, Wezel aber drohte ihn mit seinen moralischen Aphorismen anzugreifen, so daß dem Weltweisen (der in Wahrheit ein ziemlich schaler Schönredner war) nun wirklich bange wurde, und er es gefährlich fand, sich mit einem kernigen, freidenkenden Schriftsteller in eine offene Fehde einzulassen (was heutigen Pompelnüssen bisweilen ebenfalls passirt sein soll). Als Leipzig neugierig auf den Ausgang dieses Federkrieges zu werden begann, traf es sich, daß Wezel nach Wien reisen mußte, und so verdankte Platner den Göttern wieder seine Ruhe und Sicherheit.“

Der Doctor Sammt war ein Original der verbsten Sorte. Er war preussischer Unteroffizier gewesen, besaß aber sehr ausgebreitete juristische Kenntnisse und hatte eigne gute Ideen sowie große Lebenserfahrung, weshalb seine Vorlesungen stark besucht waren. Viel trug dazu auch seine wunderliche Weise, sich auszudrücken bei. Sein Lieblingschriftsteller war Gundling, den er oft citirte. Brachte dieser eine Behauptung vor, die Sammt nicht gefiel, dann hieß es auf dem Katheder: „Komm einmal her, Gundling; was hast Du da gesagt?“ Nun widerlegte er diesen, Gundling antwortete, und der Dialog endigte

gewöhnlich damit, daß Gundling den Kürzeren zog und dann öffentlich zu hören bekam: „Das hast Du schlecht gemacht, Gundling; pfui, schäme Dich — ut ita dicam.“ Wegen seiner Grobheit im Disputiren war ihm gerichtlich untersagt worden, bei öffentlichen Promotionen und akademischen Versammlungen gleich den übrigen Professoren sich vernehmen zu lassen. Die Veranlassung zu diesem Verbot war eine Disputation über eine Dissertation gewesen, in der ein Doctor Bachmann sich über das pretium affectionis verbreitet hatte. Bachmann vertheidigte diesen selbstgeschaffenen Werth einer Sache, Sammt verwarf ihn. Es kam zu Anzüglichkeiten und wenig verhüllten Beleidigungen. Bachmanns Vater war ein biederer Schneider gewesen, und Sammt meinte mit Bezug hierauf könne man nach den Grundsätzen seines Gegners auch einer Nähnadel besonderen Werth beilegen. „D ja“, erwiderte Bachmann, „so gut wie einer alten Patrontasche.“ Das Ende dieses harten Kampfes, in welchem der alte Kriegsknecht, vom Beifall der Studenten getragen, die Oberhand behielt, war, daß Bachmann sich, als er nach Hause kam, vor Verdruß und Aerger so angegriffen fühlte, daß er sich zu Bett legte und nach einigen Tagen den Geist aufgab. Man konnte indeß dem rauhen Alten seinen Werth nicht absprechen. Hatte ihn doch, wie er in seinem Tus publicum zu erzählen pflegte, die Kaiserin Katharina die Zweite einst nach Petersburg berufen, um sich von ihm bei der Aufertigung eines neuen Gesetzbuchs helfen zu lassen, ein Ruf, dem Folge zu leisten, ihn nur ein plötzlich eintretender ungewöhnlich strenger Winter abgehalten hatte. Schwerlich hätte dieser rechthaberische alte Herr — er war ein Siebziger — sich in Rußland mit seinen Vorgesetzten vertragen, und so that er besser, in seinem langen grünen Talar auf dem leipziger Katheder zu bleiben und lieber die Louisd'or seiner Zuhörer als einen sehr getheilten Beifall der petersburger Staatsräthe zu erstreben. Traf es sich, daß einer der Collegen die Stunde, in welcher er las, mit einem Publikum besetzte, so schimpfte er nicht bloß auf diesen Professor, sondern auch über den Autor, den er behandelte, und so mußte Clodius sich gefallen lassen, daß er Cicero einen ausgemachten Windbeutel schalt und alle Poeten für Narren erklärte, weil jener in der für Sammts Vorlesungen bestimmten Zeit über diese alten Römer zu lesen gewagt hatte. Ueber Sachsen und die sächsische Regierung äußerte er sich mit dem größten Freimuth. „Ganz Sachsen ist wie ein offener Garten, wo der Feind beliebig herein und hinausspazieren kann, wie es ihm beliebt, und wie man es in einem öffentlichen Hause zu sehen pflegt,“ ließ er sich vernehmen. Die Advokaten waren ihm „sächsische Mauerkröten.“ „Wer mir meinen pacem externam stört, den prügle ich quantum satis est in infinitum fort“, sagte er, vermuthlich der einst von ihm geführten Fuchtel eingedenk, vom Katheder herab. Vieles aber, was er vorbrachte, war von Werth als die Frucht großer Belesenheit,

scharfsinnigen Nachdenkens und eines noch immer sehr lebhaften Geistes, und außerdem war er ein jovialer Greis, der in den kärglichen Abendgesellschaften, die er nicht besser geben konnte, alles übertraf, was man von einem jungen geistreichen Manne im Punkte launiger Unterhaltung erwarten konnte.

So pedantisch Biener die Pandekten vordiktirte — er las erst ein Wort, dann das andere, darauf beide, hiernach das dritte und schließlich alle drei — so angenehm wußte Dr. Pohl seine Institutionen den Studenten vorzutragen. Er las über sie lateinisch, und zwar mit der Sprachgewandtheit eines Cicero, und wußte durch Fragen seine Zuhörer aufzumuntern. Oft erhielt er treffende Antworten, jedoch verstand er auch die Antworten selbst zu geben, wenn der Gefragte stockte. Ungern ließ er sich nach dem Compendium antworten, er verlangte Selbstdenken und eigene Definition des Schülers, was damals selten gewesen sein wird. Mit seiner Beredsamkeit war echte edle Bescheidenheit verbunden, und sein Urtheil über Andere war von liebenswürdiger Milde. Er studirte so fleißig, daß er in der Nacht, von seinen Folianten umgeben, mit den Geistern derselben im fließendsten annuthigsten Latein zu disputiren pflegte.

Ein anderer angenehmer Lehrer war der Privatdocent Erhardt, der sich besonders dem Staatsrecht gewidmet hatte. Auf den Vorschlag Rosens, der mit ihm noch zusammen studirt hatte, fing er ein Collegium über Gesandtschaftsrecht an, bei dem er sieben Zuhörer hatte. Als nun der sächsische Minister v. Berlepsch, der auch Kurator der leipziger Universität war, einmal nach Leipzig kam, und Erhardt als angehender Docent sich darauf gefaßt machen mußte, von ihm mit einem Besuche beehrt zu werden, bat er Rosen, ihm für die Occasion ein paar Zuhörer mehr zu besorgen. „Ich wirkte,“ erzählt dieser, „bei allen meinen Bekannten dahin mit der Bitte, sie möchten die ihrigen auch dazu aufmuntern, Erhardt selbst aber davon nichts wissen lassen, damit er von unsrer Theilnahme um so mehr überrascht würde. Als ich in den Hörsaal trat, fand ich ihn schon zur Hälfte mit Studenten gefüllt, welche sich so vermehrten, daß, als Erhardt erschien, der ganze Raum voll Menschen war. Das machte aber auf ihn einen solchen Eindruck, daß er, bis zu Thränen gerührt, die Bewegung seines Herzens nur mit stockender Stimme auszusprechen im Stande war. Nicht lange darauf erschien auch Berlepsch in seinem gesticktem Kleide, und er war sichtlich erstaunt, bei einem so jungen Docenten eine solche Menge von Zuhörern anzutreffen. Noch mehr aber hat es ihn vermuthlich verwundert, daß sich in Leipzig so Viele auf das Gesandtschaftsrecht gelegt hatten, daß Doctor Erhardt ganz Europa mit Botschaftern, Gesandten, Ministerresidenten und Legationsrathen hätte versorgen können.“

Ein damals ebenso durch komische Einfälle wie durch Gelehrsamkeit sich auszeichnender Docent war der Dr. jur. Hommel. Vielleicht erinnern sich

ältere Leser der drolligen Geschichte, wie er die Doctorenfabrik zu Wittenberg mit seinem Hunde hinter's Licht führte; den Meisten aber wird sie unbekannt oder wenigstens nicht bekannt sein, daß Hommel der Spaßvogel und die Alma Mater Wittenberg die Gefoppte war, und so wollen wir die hübsche Anekdote dem Verfasser unserer Schrift nacherzählen. Vorher aber sei noch bemerkt, daß der schändliche Unfug, den Hommel damals lächerlich machte, damals und fast ein halbes Jahrhundert später noch auch in Leipzig und vor kaum zwei Decennien fast an allen kleinen deutschen Hochschulen Usus war. Die wittenberger Philosophenfakultät nämlich pflegte damals auch Abwesende zu Magistern der sieben freien Künste zu stempeln, wenn sie nur eine geschriebene Abhandlung und — was die Hauptsache war — das übliche Honorar in vollwertigen Dukaten oder Louisd'or einschickten. Hommel spielte den Herren daraufhin den Schabernack, daß er für seinen schwarzen Hund Hesper eine Dissertation schrieb, diese nebst dem Honorar nach Wittenberg schickte und Hesper's Graduirung in dessen Namen begehrte, natürlich ohne dessen Gewerbe als bellender Vierfüßler zu nennen. Sofort erfolgte an seine Adresse der Pergamentbogen des Diploms mit der Ueberschrift: „*Gratulatur Domino Hespero*“ u. s. w. Hommel gab darauf seinen Freunden den herkömmlichen Magisterschmaus, bei welchem er seinen Hesper mit dem Diplome am Halse auf einem Lehnstuhle obenan sitzen ließ. Er war ein wohlhabender Mann, und so wurde gut aufgetischt und die Gesundheit Magister Hesper's in trefflichen Weinen getrunken. Die Sache sprach sich natürlich herum, und die schwergekränkten Spender des Titels hingen Hommel eine Injurienklage an, dieser aber bezahlte mit Vergnügen die Geldstrafe, die ihm dafür, daß er einen garstigen Mißbrauch drastisch gerügt hatte, auferlegt wurde.

Ein anderes hübsches Hiftörchen von ihm ist folgendes. In seinem Garten hatte er auf dem hohen Schornstein des dort befindlichen Pavillons eine Figur anbringen lassen, die einen Schornsteinfeger in Lebensgröße vorstellte. Die Zunft der Essentehrer, die in Leipzig sich wegen der vielen hohen Häuser besonderer Vorrechte erfreute, nahm das übel und fühlte sich so beleidigt, daß die würdigen Meister beschlossen, den Doctor in corpore darüber zur Rede zu stellen. Dieß geschah, und Hommel wurde zufällig von seinem Fenster aus gewahr, wie die Gesellschaft gegen seine Hausthüre anrückte. Schnell legte er seine große Staatsperrücke und sein bestes Kleid an, ging den Herren entgegen und fragte, womit er ihnen dienen könne. Der wortführende Brandmeister machte eine wichtige Miene und ließ sich vernehmen, daß er und seine Conforten sich durch jenen schwarzen Mann, der sammt seinem Besen die Stelle gar nicht verlassen wollte, sehr beleidigt fühlten; wie der Herr Professor als hochgelahrter Mann sie nur so kränken könne. „Aber was wollen Sie, meine

Herren?" erwiderte Hommel mit mildem Ernst. „Sie irren sehr, wenn Sie mir eine solche Absicht zuschreiben. Im Gegentheil, ich kann Ihnen versichern, daß diese Statue von mir als Zeichen der hohen Achtung aufgestellt worden ist, welche die Menschheit Ihren Bemühungen und Gefahren schuldet, und daß ich, wenn ich nicht Hommel wäre, gleich selbst ein Schornsteinseger werden würde.“ Die schwarze Schaar fühlte sich durch diese Rede so geehrt, daß sie sich tief verbeugte und sich von dem launigen Professor ohne weitere Einsprache mit vielen Gegenbücklingen fortcomplimentiren ließ. Der unbewegliche Essentlehrer aber war noch auf seinem Posten, als Rosen die Stadt verließ.

Ein sehr wohlhabender, aber auch sehr stolzer Docent war der Doctor Behm, der Geschichte las. Er hatte eine reiche Frau geheirathet und bestieg sein Katheder nie anders als in einem Kleide von Seidenbroccat. Von ihm und einem Herrn v. Helmersen erzählte man sich nachstehendes Geschichtchen. Helmersen war ein größrer Liebhaber von Poffenstreichen als vom Studiren. Er hatte zwar ein Collegium bei Behm belegt, war aber dann wiederholt davon weggeblieben, und Behm's Ehrgeiz hatte das sehr übel empfunden. Als Helmersen sich nun endlich wieder einmal einfand, nahm der Professor die Gelegenheit wahr, den lässigen Studenten auf die Wichtigkeit der Geschichte aufmerksam zu machen und ihm zu bemerken, daß diese Wissenschaft ununterbrochenen Fleiß verlange, und daß namentlich in seinen Vorlesungen gehörig nachgeschrieben werden müsse, wenn man etwas Tüchtiges zu lernen beabsichtige. Helmersen ließ sich das nicht zweimal sagen, und am nächsten Tage erschien er mit einem Bleistift von Armsdicke auf der Schulter, setzte sich dem seidenen Herrn Professor gegenüber, machte ein Gesicht, das halb Schalkhaftigkeit und halb gespannte Aufmerksamkeit war, spitzte seinen balkenförmigen Bleistift mit einem winzigen Messerchen, wie man sie damals am Uhrgehänge zu tragen pflegte, und schickte sich zum Nachschreiben an. Diese komische Vorbereitung, noch mehr aber Helmersen's satirische Miene, erregte allgemeines Gelächter, so daß Behm schließlich nichts übrig blieb, als Herrn v. Helmersen zu ersuchen, das nächste Mal ein kleineres Instrument zur Aufzeichnung seines Vortrags mitzubringen. Auch diesem Rathe kam Helmersen nach. Am andern Tage sah man ihn wieder auf seinem Plaze vor dem Katheder, und außer einem verschmizt nachdenklichen Gesichte bemerkte man nichts Auffallendes an ihm. Behm fing an zu dociren. Da zog Helmersen plötzlich einen kleinen dünnen Bleistift aus der Tasche und gleich darauf ein Messer von der Größe eines Schlachtschwerts, das ihm in der Scheide an der Seite hing, und begann damit den Bleistift auf possierliche Weise zu bearbeiten: Wieder konnte man sich des Lachens nicht erwehren, und Behm fand es rathsam, nichts weiter zu sagen. Ein anderer weniger harmloser Streich lief für den lustigen Studiosus nicht

so gut ab. In der reformirten Kirche, wo Zollikofer damals predigte und den Gottesdienst leitete, saß unter der Kanzel gewöhnlich ein Küster, der mit seiner doppelten Unterkehle, seinem Schmerbauch und seiner großen Hornbrille sich ziemlich komisch ausnahm und Helmersen verleitete, ihn für einen Augenblick noch komischer zu gestalten. Eines Sonntags stellte sich Helmersen, nachdem er sich zu Hause den Brustknochen einer Gans mit einem Sprungfaden zu einem Wurfgeschöß zubereitet, in der Kirche ein, und während der dicke Küster im besten Singen war, ließ er seinen Knochen so geschickt zielend los, daß derselbe, über die Gemeinde wegsiegend, den Küster an die Nasenspitze tippte. Der Küster gerieth darüber außer Fassung, die Gemeinde kam um ihre Andacht, und Helmersen erhielt einige Tage später vom Universitätsgericht den Rath, Leipzig zu verlassen und sich einen andern Wirkungskreis für seine Anlagen zum Hanswurst zu suchen.

Nicht übel ist die vom Verfasser unseres Buchs mitgetheilte Anekdote, wie der alte Rektor Borz einst einem drohenden Studentenaufzuge die Spitze verbog. Mehr als hundert Musenjünger rückten ihm vor das Haus, um ihm eine ungebührliche Bewilligung abzdringen. Die alte Magnifizenz sah sie von ferne kommen und setzte sich an einen Tisch, der mit Schreibzeug versehen war. Die Masse kam endlich herein, an der Spitze ihren Sprecher, der eine Rede hielt, deren Forderungen der Rektor aufschrieb. Als er damit fertig war, ersuchte er den Wortführer gelassen, das Papier mit seinem Namen zu unterzeichnen. Derselbe machte eine bedenkliche, betroffene Miene und zögerte, dann fragte er, ob die Andern mit unterschreiben wollten. Aber keiner machte den Anfang, und schließlich zog die Schaar schweigend wieder von dannen.

Recht charakteristisch für die damaligen Zustände in Leipzig und Sachsen ist die Geschichte, wie die Studenten, Rosen an der Spitze, einen großen Aufzug veranstalten wollten, durch Intriguen aus der Mitte der Professoren daran verhindert werden sollten und zuletzt in Dresden ihren Willen durchsetzten, und so theilen wir sie in den Hauptzügen hier mit. Eines Tages rückten Rosen zwölf sächsische Studenten mit der Bitte auf die Stube, ihr Führer bei einem feierlichen Aufzuge zu sein, mit dem man dem Rektor Burscher seine Erkenntlichkeit für die Wohlthaten zu bezeigen vorhabe, die er vielen armen Studirenden erwiesen. Rosen sagte nach einigem Weigern zu, und man entwarf einen Plan, der etwas Stattliches versprach. Da mischte sich der Neid in die Sache. Ein anderer Professor gönnte dem alten Burscher die Ehre nicht, man warf Rosen zunächst Drohbriefe durch das offene Fenster, die eine Störung der Parade voraussagten, und als jener sich dadurch nicht irre machen ließ, erwirkte man in Dresden ein Rescript, durch welches der Aufzug als zu Unruhen und Unfug führend untersagt wurde. Rosen ließ sich auch dadurch nicht abschrecken. Er

berief durch Anschlag am schwarzen Brete eine Versammlung in den großen Saal des Fürstenkollegs, die von etwa tausend Studenten besucht war, legte ihnen die anonymen Drohbrieife vor, forderte die Verfasser auf, sich zu nennen, ließ sie, als niemand sich meldete, durch ein donnerndes Vereat als Niederträchtige verurtheilen, entwickelte dann, wie wohlgemeint und angebracht das Unternehmen sei, und wie harmlos es sich gestalten lasse, und schlug vor, zu versuchen, das Mandat der Regierung rückgängig zu machen. „Fiat, fiat!“ antwortete die Menge, und darauf beantragte Rosen, „da die leipziger Universität ursprünglich eine Ritterakademie gewesen wäre und von so vielen Ausländern besucht würde, möge man zwei Deputirte wählen, welche sich mit einer Supplik unmittelbar an den Kurfürsten wenden und um Bewilligung des feierlichen Aufzugs, zu welchem der Friedrichstag gewählt sei, bitten sollten.“ Kaum war dies gesprochen, so erscholl mit vielköniger starker Stimme der Ruf: „Vivat Rosen, unser Gesandter nach Dresden!“ Der Genannte nahm den Auftrag an und schlug nur vor, ihm einen Herrn Wie, der aus einer angesehenen hamburger Familie stammte, zum Begleiter mitzugeben, was sofort bewilligt wurde. Nachdem noch ein Herr v. Bielsfeld, der Sohn eines preussischen Gesandten, eine Sammlung zur Bestreitung der Reisekosten veranstaltet, ging die Versammlung auseinander, und die beiden Ambassadeure schickten sich an, mit einem Creditiv, welches in einer von allen Ausländern unter der Studentenschaft unterschriebenen Bittschrift an den Kurfürsten Friedrich August bestehen sollte, abzureisen.

Die Sache machte das größte Aufsehen in Leipzig, und „Platner wunderte sich“ — wir lassen Rosen jetzt größtentheils selbst weiter erzählen — „daß ich am schwarzen Brete tausend Studenten habe zusammenbringen können, da er selten mehr als hundert auf seine Einladung erscheinen sehe. Ueberall wünschte man mir Glück, doch zweifelte man sehr, daß wir durchbringen würden, und Clodius sagte mir: „Hören Sie, Rosen, Sie haben viel unternommen, und Sie werden in Dresden einen schweren Stand haben.“ „Sollte mir die Vertretung unserer guten Sache mißlingen“, erwiderte ich, „dann sind Rosen und viele gute Männer nicht mehr in Leipzig.“ — Wie sollte nun aber die große Supplik abgefaßt werden? Ich schlug vor, uns deshalb an Dr. Seeger zu wenden, und wir gingen zu ihm. Er nahm uns bei einer Tasse Chokolade freundlich auf, lehnte jedoch unsern Antrag mit den Worten ab: „Sie thun am Besten, meine Herren, wenn Sie Ihre Supplik selbst anfertigen; denn weder ich noch irgend ein in einem sächsischen Amte Stehender wird sich in eine solche Sache mengen.“ Wir gingen davon. Unterwegs sagte ich: „Seeger hat Recht, ich setze die Supplik auf, und damit Holla!“ Gesagt, gethan. Der Supplik wurden andere Bogen angeheftet, auf denen sich die Studenten in

einer Restauration unterschrieben. „Dazu fanden sich wohlweislich lauter Ausländer ein, meine Wenigkeit voran, dann mehrere Landsleute, Polen, Ungarn, Schweizer, Franzosen und ein lustiger Kopf, der zu seinem Namen noch einen selbst gemachten italienischen oder englischen hinzufügte, so daß die Supplik recht viele entfernte Städte und Länder sehen ließ.“ Nachdem die Abgeordneten erklärt, im Fall des Mißlingens nicht zurückkehren zu wollen, und gebeten, wenn es gut abliefe, sie „zum Aerger der Meider“ bei ihrer Rückkehr vor dem Thore mit zwölf blasenden Postillonen zu empfangen, reisten sie ab und machten am Tage nach ihrer Ankunft in Dresden sämmtlichen Ministern ihre Aufwartung, um ihr Anliegen vorzutragen. Sie wurden von den Herren, Graf Marcolini, Baron v. Gutschmid und v. Berlepsch, artig empfangen, aber der Bescheid, den sie erhielten, lautete eben nicht tröstlich: gegen das ergangene kurfürstliche Mandat könne der Aufzug nicht gestattet werden, und ein Landesherr dürfe seinen einmal gegebenen Befehl nicht widerrufen.

„Wir verließen“, so berichtet unser Memoirenschreiber weiter, „die artigen aber gestrengen Herren Minister, nachdem ich mir mit einer ernsthaften und schmerzhaften Miene ausgebeten, noch einmal erscheinen und Abschied nehmen zu dürfen. Als wir nach Hause kamen und die Köpfe schüttelten, sagte ich zu meinem Gefährten: „Nun müssen wir andere Saiten aufziehen und unsrer eingereichten Supplik größere Wichtigkeit beilegen.“ Den andern Morgen fuhren sie zu Seiner Excellenz dem Premierminister und zu Berlepsch und versicherten im Namen aller Supplikanten, daß, da ihr jugendlicher Eifer und Enthusiasmus für diesen Aufzug ihnen nicht gestatte, von ihrem Vorhaben abzustehen und sich der Schadenfreude ihrer Gegner preis zu geben, wohl nichts Anderes übrig bleibe, als die gute Universität Leipzig zu verlassen. Dieß wirkte, man bestellte die Deputirten auf den andern Tag ins Consistorium und übergab ihnen dort Abschrift von einem an den Rektor der Universität erlassenen Rescripte, welches den Aufzug unter der Bedingung erlaubte, daß Rosen und Mie sich verpflichteten, dafür zu sorgen, daß dabei die Ruhe nicht gestört würde. Sofort sandten sie eine Stafette mit der frohen Botschaft nach Leipzig, und am nächsten Tage kamen sie selbst dort an, wo die Postillone ihrer schon warteten. „In vollem Trabe ging es durch die Stadt, wobei die Straße nicht vergessen wurde, wo der Professor wohnte, der in Dresden so eifrig wider uns kabalisiert hatte. Am schwarzen Bret wurde ausgestiegen, und bei unserm Eintritt in die hierher berufene Studentenversammlung erschallte ein ununterbrochenes Vivat. Ich bestieg das Ratheder, erstattete einen kurzen Bericht über unser Geschäft, las das Rescript vor und schloß damit, daß ich unser Vertrauen aussprach, die Herren würden der Verantwortlichkeit, die wir übernommen, Ehre machen.“

Nun ging es an die Vorbereitungen zu dem großen Fackelzuge, zu denen

man noch einige Wochen Zeit hatte. Alle Beschreibungen solcher Aufzüge, die wir uns aus Siena und Göttingen kommen ließen, erschienen uns ungenügend. Ein neuer Umstand half uns, obgleich er mich in Verlegenheit bringen konnte. Meine Landsleute waren nämlich bei Vertheilung der Aemter übergangen worden, theils weil ich möglichst vermieden hatte, mich damit zu befassen, theils weil sie mich während dieser Zeit wenig besuchten und ich auch nicht zu ihnen kam. Als ich nun einmal zu Graf Dunten ging und dort die meisten Livländer traf, machten sie mir gewaltige Vorwürfe, daß sie von mir ganz vergessen worden und alle Ehrenämter schon vertheilt seien. „Wie so?“ sagte ich, „die wichtigsten sind ja noch aufbewahrt.“ Sie horchten auf, und nun erzählte ich ihnen, daß Leipzig ursprünglich eine Ritterakademie gewesen (nicht wahr), und daß es aus drei Nationen, der sächsischen, polnischen und meißnischen bestehe; sie aber wären bestimmt, die Wappen dieser Nationen jeder der drei Kolonnen des Zuges in schöner Kleidung und von Adjutanten begleitet voranzutragen. Als ich ihnen dies näher beschrieb und ihnen die Wahl der Kleidung überließ, waren sie völlig versöhnt und versprachen ihre Theilnahme. Sene Wappen wurden auf große weißseidene Fahnen mit grünen Franzen gemalt, und die hohen Fahnen nahmen sich mit ihrer Malerei sehr gut aus.“ Nun wurden zuerst Musterungen im schwarzen Bret gehalten, wobei die Studenten sich wie Soldaten stellten und ihrem Führer die Anordnungen der Kolonnen überließen. Rosen wählte die längsten und wohlgebildetsten zu den vordersten Gliedern. Außerdem aber kamen vier und haten, in die vorderste Reihe versetzt zu werden, weil sie sich vorgenommen, sich gleichmäßig in Blau und Gold zu kleiden. Auf freiem Felde wurden dann Proben angesetzt, damit die Kolonnen sich nach einem Marsch durch unsere Straßen gleichzeitig auf dem Markte in einem Halbkreise aufstellen konnten. Alles ging militärisch und mit einem solchen Esprit de Corps zu, daß Rosen ohne Widerspruch kommandiren konnte. „Da unsre Widersacher“, erzählt dieser ferner, „uns in der Hauptsache nun nicht mehr schaden konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zur Satire. So hatte ein junger Doktor Gesler unter unsern Landsleuten verlauten lassen, die vorzutragenden Fahnen würden sich ebenso lächerlich ausnehmen als die Fähdlein der Schlossergesellen, welche jährlich einmal mit solchen in der Stadt herumzögen und selbige in die Luft würfen und wieder auffingen, dabei eine kleine Musik machten und so auch ihren Aufzug hielten. Meine Landsleute, durch den witzigen Gesler aufgereizt, stellten mich auf dem Fechtboden darüber zur Rede. „Wer hat Euch so etwas sagen und diese Vergleichung wagen dürfen?“ sagte ich laut. „Ist der Mann hier?“ Und siehe da, es mußte sich treffen, daß er wirklich zugegen war, da er gern socht. In meiner Hitze nahm ich die ersten besten Kappiere, präsentirte sie

dem Doctor Gefler und sagte: „Mein Herr, auf den Hieb für Ihre Einfälle!“ Kaum war ich in der Stellung, als ich ritterlich drauflos hieb, es setzte Staub und Schläge, Gefler hielt sich auch brav, bis der Fechtmeister kam und uns auseinanderbrachte. Die Fahnen wurden nun noch höher und ansehnlicher gemacht, und dabei blieb es.“

Nun ging es an die Einrichtung des sogenannten Stabes, das waren der Redner, die zwölf Marschälle und der Träger des Gedichtes, welches dem Gegenstande des Festaufzuges überreicht werden sollte. Zum Redner wählte man den Theologen Vische aus Meissen, welcher der längste der damaligen Leipziger Musenföhne war und eine gewaltige Bassstimme besaß, die durch ihren Donner sich vortrefflich zur Vertreterin der tausend Zungen hinter ihr eignete. Das Gedicht sollte ein Herr v. Exter aus Hamburg auf einem reich mit Goldfransen geschmückten rothen Sammetkissen tragen. Es nannte sich „Emil“, war von Clodius verfaßt und auf Silberglacé gedruckt. v. Exter ließ sich, um seine Rolle recht würdig zu spielen, ein feines Scharlachkleid, das mit Goldtressen besetzt war, dazu bauen und vergaß nicht, sich einen langen Degen dazu anzuschaffen. Der Inhalt des Gedichtes aber war eine „moralische Erzählung“, in welcher der Emil des Poeten, durch jugendlichen Leichtsinns und Leidenschaft verführt, seinen ihn davor warnenden Lehrer, einen würdigen Greis, mit entblößtem Degen umzubringen trachtete. Der betagte Mentor aber ließ sich nicht irre machen, sondern betete für den Verirrten, und so bereute dieser und fiel seinem Ermahner weinend und um Verzeihung bittend um den Hals. Darauf hieß es zum Schlusse: „So hast auch du, o Burscher, für uns gebetet und gewacht und so viel Gutes gethan, daß wir dir einmüthig ein Opfer des Dankes und der Empfindung bringen.“ Wir meinen, der wackere Clodius hätte am Ende etwas weniger Geschmackloses liefern können, und erwähnen nur noch, daß der Zug im November 1782 wirklich vor sich ging, daß er sich mit seinen Marschällen, Musikchören, Fahnen-trägern und Adjutanten sehr stattlich ausnahm, daß man erst dem Stadtkommandanten, einem Grafen Bizthum, dann dem Bürgermeister, Kriegsrath Müller, und dann dem Doctor Burscher die Honneurs erwies, der nicht recht wußte, was der von Rousseau geborgte Emil mit ihm zu thun hatte, aber trotzdem „sehr erschüttert, betroffen und bewegt“ war, daß man die Fackeln zuletzt auf dem Thomaskirchhofe verbrannte, und daß die ganze Feierlichkeit, Dank den aufgestellten „Häschern“ mit ihren gefürchteten Wurfstangen, ohne alle Störung verlief.

Einige Monate darauf verließ unser Berichterstatter die Universität, um nach einem Besuche Dresdens über Lübeck zur See nach Hause zurück-zukehren. Vorher aber machte er in Leipzig noch die Bekanntschaft der Grenzboten III. 1877.

famosen Herzogin von Kingston, von der wir ihn vielleicht in einer der nächsten Nummern noch Einiges erzählen lassen wollen.

Der Satiriker Wien's.

Während in der deutschen Kaiserstadt die politische Satire fast seit einem Menschenalter zünftig gestaltet ist und um gewisse Witzblätter gewisse schriftstellerische Kreise konzentriert hat, welche die Satire so zu sagen zum Lebensberufe erwählt haben, ruht in Wien das Amt, die Thorheiten der Zeitgenossen mit der Feder hinzurichten, seit mehr als zehn Jahren in der Hand eines einzigen Mannes. Im Jahre 1865 erschienen zum ersten Male in einer der größten Zeitungen Wiens „Wiener Spaziergänge“ von D(aniel) Sp(itzer). Heute drängt dieser Schriftsteller durch sein kurzes Sonntagsfeuilleton, das noch immer unter dem harmlosen Titel der „Wiener Spaziergänge“ in der „Neuen Freien Presse“ erscheint, alle anderen Konkurrenzarbeiten auf seinem Gebiete, mögen diese nun das Gewand des Feuilletons oder dasjenige periodischer Witzblätter tragen, weit in den Hintergrund. Daniel Spitzer besitzt das Monopol, die Lacher auf seiner Seite zu haben, in einem Maße, wie es selten einem Sterblichen beschieden war. Unter unseren Zeitgenossen hatte Henri Rochefort in seinen besten Tagen, ehe sein Radikalismus ins Schrankenlose ging, die Gunst des Publikums in gleichem Maße in der Gewalt. Heinrich Heine, den Manche mit Spitzer vergleichen, hat für seine politischen Offenbarungen immer nur eine kleine Gemeinde in Deutschland gefunden, auch als noch nicht bekannt war, daß er für die gegen sein Vaterland gerichtete politische Satire von Louis Philipp mit einer festen Jahrespension bezahlt wurde. In Deutschland besitzt keiner der Zeitgenossen in gleichem Maße wie Spitzer für Oesterreich ein Monopol auf die Berechtigung und Befähigung, das Zwerchfell seiner Landsleute in wohlthätige Schwingungen zu versetzen. Auch der von Kritik und Reklame am häufigsten genannte Berliner Kritiker im satirischen Genre dringt mit seinen Arbeiten immer nur in die höchsten Schichten des lesenden Publikums. Spitzer's Sonntagsfeuilleton dagegen muß in Wien wenige Stunden nach seinem Erscheinen ganz Wien gelesen haben, und am nämlichen Tage noch der größte Theil derer, die in der ganzen Monarchie auf Bildung und Interesse für öffentliche Dinge Anspruch machen.

Der Grund dieser ungewöhnlichen Erfolge beruht sicherlich nicht in jener